

„ANKUNFT IM REAL-SOZIALISMUS“ ANNO 1970
ANMERKUNGEN ZU SOZIALEN IRRITATIONEN UND KULTURELLEN
DIFFUSIONEN AM BEISPIEL DER BEWEGUNG SCHREIBENDER ARBEITER (BSA)
IN DER DDR

Simone Barck

Vorbemerkung

Bei den Versuchen, den politisch-gesellschaftlichen Paradigmenwechsel im sowjetischen Block um 1970 mit Begriffen wie „Normalisierung“ und „Normalität“ genauer beschreiben zu wollen, ist, von den in diesem Fall erforderlichen erheblichen definitorischen Anstrengungen einmal abgesehen¹, möglicherweise auch ein Blick auf die selbstprogrammatischen Konzepte der SED-Führung aufschlußreich und methodologisch hilfreich. Der mit Erich Honeckers Machtantritt auftauchende und für seine Herrschaftszeit bis zum Ende der DDR verbindlich bleibende Topos vom „real-existierenden Sozialismus“ (umgangssprachlich in der DDR gebräuchlich als „Real-Soz“), signalisierte weithin die Absicht, sich von anderen theoretischen wie praktischen Sozialismen abzusetzen.

Die dem Begriff innewohnenden Dimensionen waren jedoch vielfältiger Art, lassen sich vielleicht etwas schematisch einer Binnen- und einer Außenperspektive zuordnen. Sollte diese Terminologie einerseits akzentuieren, daß sich bereits sozialistische Verhältnisse eingestellt hätten („wirklicher“ Sozialismus) und damit pragmatischerweise jegliche utopische Vorstellungen ins Reich der Phantasie zu verbannen wären, so beinhaltete er andererseits in politischer Ausrichtung gegen alle ihn historisch bekämpfenden und dauerhaft politisch ignorierenden Strategien, daß er eben entgegen all solcher Bemühungen zum Trotz „real“ existierte. Als ein kleines Indiz hierzu sei an den von Honecker wiederholt gebrauchten und an stets prominenter öffentlicher Stelle vorgetragenen Spruch aus der alten Sozialdemokratie erinnert: „Den Sozialismus in seinem Lauf hält weder Ochs noch Esel auf“.

In einer weiteren Dimension wurde er vor allem massenmedial von bundesdeutscher Seite aus gebraucht, um auf die Widersprüche zwischen Programmatik/Ideologie und Realität/Alltag in der DDR aufmerksam zu machen. In diesem Sinne breitete sich auch in der DDR zunehmend ein satirischer Unterton in der Verwendung des Begriffs aus.

„Real-Sozialismus“ betonte Gegenwart, das Hier und Heute, und verwies kommunistische Entwicklungen in eine ferne Zukunft. In diesem Sinne „normalisierten“ sich die Gesellschaftsvorstellungen auf das aktuell Machbare hin, wies „Normalisierung“ als „Abschied von der Zukunft“ in Richtung „Normalität“, in

1 Das Buch des Dortmunder Literaturwissenschaftlers Jürgen Link, Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird (Opladen 1997), das für diesen Zusammenhang begriffsgeschichtlich aufschlußreich und auch methodisch anregend ist, spricht von einer zu schaffenden, „dringend notwendigen expliziten Theorie von Normalität“ (S.24).

einen Zustand also, der mit „Ankunft im Real-Sozialismus“ beschrieben werden kann. „Normalisierung“ bedeutete in diesem Sinne das Abgehen von den überzogenen, nicht einlösbaren Vorstellungen des permanenten Fortschrittszugewinns, der Wissenschaftsgläubigkeit und der Technik-Euphorie der sechziger Jahre (WTR u.ä.) und suggerierte mit der neuen Maxime der „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ eine stärkere Berücksichtigung der „realen“ Interessen und Bedürfnisse der werktätigen Schichten, insbesondere der Arbeiterklasse.

Greift man Jürgen Links Vorschlag auf, Normalisierung als „diskursive Kategorie“ anzuwenden und „Normalität“ als „graduelle Kategorie“ zu handhaben, so gibt sich „real-existierender Sozialismus“ als Normalisierungs-Diskurs zu erkennen, der in verschiedenen gesellschaftlichen Sphären auf jeweils spezifische Weise stattfand. Als solcher zielte er auf erfahrbare sozialistische „Normalität“, deren Vorteil gegenüber gesellschaftlichen Wunschträumen in pragmatischer Realisierung bestehen konnte: Ein bescheidenes Himmelreich auf Erden gewissermaßen. Graduell war diese „Normalität“ ausgerichtet auf die immer bessere Befriedigung der materiellen und kulturellen Interessen und Bedürfnisse der Werktätigen, ihre Werte lagen in angestrebter Gleichheit, sozialer Sicherheit, Wohlstand, Frieden und Fortschritt.

Mit der sich auch im Wissenschaftsdiskurs, in den Debatten der Formations-theoretiker, der Philosophen und Soziologen in den siebziger Jahren niederschlagenden Betonung der relativen Selbständigkeit der zwei Phasen kommunistischer Entwicklung wurden die für diesen Problemhorizont von Marx fixierten Merkmale der ersten (sozialistischen) Phase in ihrer zentralen Betonung der Leistungs-Gerechtigkeit in Erinnerung gerufen. In der diese erste Phase noch bestimmenden Ungleichheit, gegründet „ökonomisch, sittlich, geistig“ auf die „Muttermaße der alten Gesellschaft, aus deren Schoß sie herkommt“², lagen Phänomene begründet, die sich in einer in den sozialistischen Gesellschaften auftauchenden „neuen sozialen Frage“ zu erkennen gaben und bemerkbar machten. Die damit zu fassenden systembedingten strukturellen Koordinaten sozialer Ungleichheit in der DDR gehörten zu den öffentlich wenig thematisierten Problemen, waren jedoch in der soziologischen Fachdebatte³ sowie im literarischen Diskurs präsent.

An der klassischen Charakteristik der „höheren Phase der kommunistischen Gesellschaft“ durch Marx⁴ waren nun also allzu hochgestochene Erwartungen an

2 Karl Marx, Kritik des Gothaer Programms, in: MEW, Bd. 19, Berlin 1962, S. 20.

3 Vgl. hierzu Peter Hübners Rezension zu: Lothar Mertens, Soziale Ungleichheit in der DDR. Zu einem tabuisierten Strukturmerkmal der SED-Diktatur, Berlin 2002, in: H-Soz-u-Kult vom 20.10.2002.

4 So war gewissermaßen ex negativo an den Marxschen Merkmalen abzulesen, was im Real-Sozialismus noch vorherrschte: „In einer höheren Phase der kommunistischen Gesellschaft, nachdem die knechtende Unterordnung der Individuen unter die Teilung der Arbeit, damit auch der Gegensatz geistiger und körperlicher Arbeit verschwunden ist; nachdem die Arbeit nicht nur Mittel zum Leben, sondern selbst das erste Lebensbedürfnis geworden; nachdem mit der allseitigen Entwicklung der Individuen auch ihre Produktivkräfte gewachsen und alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums voller fließen – erst dann kann der enge bürgerliche Rechtshori-

die Jetzt-Zeit zu messen und einzustellen. Der in den sechziger Jahren gebräuchliche Slogan von der „sozialistischen Menschengemeinschaft“ erschien in diesem Licht als „utopisch“ und allenfalls jener zweiten Phase potentiell zugehörig zu sein. Die im „Kommunistischen Manifest“ prognostizierte „Assoziation, worin die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist“⁵, rückte in weite, von den Zeitgenossen nicht mehr zu erlebende Ferne.

„Leitbilder vom Arbeiter“: Kultur-Soziologische Momentaufnahme 1973

In einer der seltenen und seinerzeit wie üblich geheimgehaltenen kultursoziologischen Analysen (Stempel: „Streng vertrauliches Material“, VDS) vom Dezember 1973 spiegeln sich die zeitgenössischen Vorstellungen vom „Leitbild Arbeiter“ in einer aussagekräftigen Brechung von parteioffiziellen Vorgaben und wissenschaftseigenen Realitätskriterien in höchst aufschlußreicher Weise.

Der Titel der Studie lautete: „Forschungsbericht über einige ausgewählte kulturelle Entwicklungsprobleme der Werktätigen in den sieben neugebildeten volkseigenen Betrieben des VE Werkzeugmaschinenkombinats ‚7. Oktober‘ Berlin“. Als Autoren zeichneten Mitarbeiter des Arbeitskreises Kultursoziologie unter der Leitung von Prof. Dr. Fred Staufenbiel verantwortlich⁶.

Bei dem Kombinat ‚7. Oktober Berlin‘ handelte es sich hinsichtlich seiner Modernisierung und seiner Vorreiterrolle in Sachen Automatisierung etc. um ein rares Vorzeigobjekt für die DDR. Die Befragung setzte an bei der gerade erfolgten Kombinatbildung (aus erst sieben bzw. dann elf Einzelbetrieben) und wollte zu vier komplexen Aussagen erheben: Einstellung zur Arbeit und Beurteilung der Arbeitsbedingungen, Erwartungshaltungen gegenüber dem sozialistischen Wettbewerb und das Verhältnis zum Arbeitskollektiv, Beziehungen zum kulturellen Leben, insbesondere zu den Künsten, politisch-moralische Grundhaltungen.

Bei den befragten Produktionsarbeitern handelte es sich vor allem um Werkzeugmacher und Feinmechaniker, aber auch Schlosser u.ä. Zumindest mit ersteren war damit ein Arbeitertypus vertreten, der in der Hierarchie der Facharbeiter zu den weit vorne rangierenden Berufsgruppen gehörte.⁷ Drei erörterungswerte

zont ganz überschritten werden und die Gesellschaft auf ihre Fahnen schreiben: Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!“ (S. 21)

5 Karl Marx/Friedrich Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, in: MEW, Bd. 4, Berlin 1959, S. 482.

6 Außer Staufenbiel zeichneten als Autoren: Dr. Horst Kolodziej, Dr. Hans Krause, Dr. Norbert Mader, Dr. Peter Senf. Das Dokument mit einem Umfang von 39 Seiten befindet sich im FDGB-Bestand des SAPMO-BArch, DY 34/27319. Die Untersuchung steht im Zusammenhang des von Wolfgang Engler erwähnten soziologischen Großprojekts von 1973 „Über die soziale Struktur der Arbeiterklasse“, dessen drei Bände nie veröffentlicht wurden und von dem nur in einigen Broschüren Auszüge erschienen sind (vgl. Wolfgang Engler, Die Ostdeutschen, Berlin 1999, S. 176ff.).

7 Im folgenden berücksichtige ich von den vier unterschiedenen soziologischen Gruppen nur die „Produktionsarbeiter“ (also nicht die Gruppen: leitende Kader/Ingenieure, Techniker, Zeichner/Angestellte).

Befunde von Relevanz für die Stichwörter „Leitbilder“ und „Normalisierung“ wären hervorzuheben:

Nur ein Drittel der Arbeiter wurde als politisch und kulturell aufgeschlossen bezeichnet, ein Rückstand in der allgemeinen politischen Entwicklung sei festzustellen. Dieser würde sich z.B. in folgendem manifestieren: Bei dem Fragekomplex zur Einstellung zur Sowjetunion war u.a. nach den Gesichtspunkten des Kombinats für den Export gefragt worden. Ganze 70 % der Arbeiter hatten hierzu erklärt, daß man hauptsächlich ins kapitalistische Ausland exportieren müsse, um die dringend nötigen Devisen zu bekommen. Ihre politisch-ideologische Rückständigkeit habe sich darin gezeigt, daß sie die von den Soziologen erwartete und erwünschte Antwort, daß sich der Export natürlich auf die Ausfuhr in die Sowjetunion als wichtigstem Handelspartner zu konzentrieren habe, nicht gegeben hatten.⁸

Bei dem Komplex der „kulturellen Freizeitbetätigung“ richteten sich die Haupteerwartungen der Befragten an die Freizeitgestaltung auf körperliche Erholung, Gartenarbeit, Familie; bei Kunst und Literatur standen „Spaß und Vergnügen“ (40 %, S. 24) an erster Stelle und nicht, wie kulturpolitisch gefordert, auf den favorisierten „Beitrag zur sozialistischen Persönlichkeitsentwicklung“, der vor allem in der erzieherisch-bildnerischen Funktion von Literatur und Kunst bestände und realisiert werden könne.

Nimmt man diese Ergebnisse als einigermaßen repräsentativ und berücksichtigt noch den Vorzeigecharakter des Kombinats, so ließe sich das „normale“ Arbeiter-Selbstverständnis wie folgt skizzieren: Die meisten beschreiben ihre Arbeitsmotivation als ethisch-moralisch: „weil ich es gewöhnt bin, ordentliche Arbeit zu leisten“, (60 %, S. 5), nur 32,3 % möchten mit ihrer „Arbeit zur Stärkung der DDR beitragen“. Auf die Frage „Wodurch wird ihre Arbeitsfreude beeinträchtigt?“ antworten fast 50 % mit „Arbeit ist nicht gut organisiert“; den „Arbeitslohn zu gering“ finden hingegen etwas über 40 % (S.7).

Zur „sozialistischen Brigadebewegung“ sind nur 43 % positiv eingestellt und möchten in ihrer Freizeitgestaltung möglichst wenig reglementiert werden. Die kulturellen und sozialen Angebote des Betriebs erfahren eine weitgehend kritische Bewertung. (Insbesondere die Ausstattung des Speisesaals, der Pausen- und Umkleideräume sowie die nicht ausreichenden Öffnungszeiten und das defizitäre Angebot der Betriebsverkaufsstellen werden genannt, S. 13). Über 70 % kritisieren die vom FDGB angebotenen Ferienplätze als quantitativ ungenügend und die vom Reisebüro vermittelten Reisen als zu teuer (S. 31).

Diesen ernüchternden Befunden stand als das programmierte und gewünschte Leitbild vom Arbeiter gegenüber: der allseits gebildete und interessierte Arbeiter mit vorbildlicher Arbeitseinstellung und Leistung sowie kulturell schöpferischer Freizeitbetätigung.

Diese Beziehung stellt sich also dar als Konflikt zwischen Ideal und Wirklichkeit, wobei die Konflikthaftigkeit dieser Beziehung durchaus und zunehmend

⁸ Forschungsbericht ..., S. 37.

als „Normalisierung“ in Richtung einer gewünschten „Normalität“ ausgegeben wurde. Auf jeden Fall wird sie von der Politik und speziell auch von der Sozialpolitik nicht als Konfliktverhältnis benannt, sondern mit sozialen und kulturellen Befriedungsstrategien behandelt. Typisch für den Umgang mit dieser Art soziologischer Ergebnisse⁹ ist wohl auch, daß sie parteipolitisch nicht etwa dazu führten, daß die ermittelten realen Bedürfnisse etwa der Freizeitgestaltung und des Fernseh-Verhaltens berücksichtigt wurden, sondern daß im Gegenteil Maßnahmen ergriffen wurden, um den als unangebracht/illegitim angesehenen Wunsch nach „Spaß und Vergnügen“ mit einer ideologisch dominierten und methodisch didaktisierten Kulturpolitik zu bekämpfen.

Die Bewegung Schreibender Arbeiter (BSA)

Bekanntlich war die BSA im Zuge der 1957/1958 in Gang gesetzten kulturpolitischen Offensive als Teil der „sozialistischen Kulturrevolution“ ins Leben gerufen worden. Die dafür stehenden Stichworte „Bitterfelder Weg“ oder „Bitterfelder Bewegung“ erfaßten dabei den kulturpolitisch gesetzten Inszenierungscharakter und beinhalteten zugleich den damit verbundenen basis-realen gesellschaftlichen und individuellen Kulturalisierungsprozeß. Herkommend von dem leicht gewandelten sozialdemokratischen Veredelungs-Konzept¹⁰, in dem das gedruckte Wort, das Buch, Zeitschriften und Presse ihren zentralen Platz hatten, strebte sie einen betont massenkulturellen Zuschnitt an.

Zugleich sah sie sich in einer bis dahin eher verschämt geduldeten statt bewußt geförderten Tradition: der in der deutschen Arbeiterbewegung im internationalen Vergleich fast singulär und stark ausgeprägten proletkultistischen Dimension in der Literatur- und Kulturentwicklung, vor allem in der historischen Linie der während der Weimarer Republik zur Blüte gelangten proletarisch-revolutionären Bewegung.

Einzelne prominente Vertreter dieser Bewegung, zu nennen sind vor allem Willi Bredel, Karl Grünberg, Hans Marchwitza und Otto Gotsche, hatten nach 1945 enttäuscht zur Kenntnis nehmen müssen, daß die maßgeblich von Johannes R. Becher bestimmte Literaturpolitik eher sogenannte innere Emigranten des

9 Dietrich Mühlberg merkte in diesem Zusammenhang an, daß die erwähnte „große Studie zur Arbeiterklasse in der DDR“ auch an konzeptionellem Unvermögen gescheitert sei, wozu auch die kulturelle Blindheit der DDR-Soziologen gehört habe. „Denn sie fragten gar nicht danach, was denn ‚die Arbeiter‘ als kulturelles Leitbild hergeben, sondern stöberten in sekundären Verhaltensweisen herum, die sie für Indikatoren eines auch nicht genau definierbaren Bewußtseins- oder Kulturstandes hielten.“ Demgegenüber hätten die Kulturwissenschaftler nach der kulturellen Spezifik dieser sozialen Klasse von Produzenten gefragt, die sie vor allem im städtischen Industrie-proletariat ausgeprägt sahen. Indem sie die „Bedürfnisse und Erwartungen als Ausdruck der lebensweltlichen Bedingungen von Industriearbeitern, die gar nicht gemodelt werden können, sondern nur durch Veränderung der Lebensbedingungen zu beeinflussen wären“, begriffen, seien sie als „Normalitätsfraktion“ in Konflikt gekommen mit der Kulturpolitik, die vor allem auf „Veredelung“, sprich Bildung und Erziehung, ausgewiesen sei (vgl. hierzu: Dietrich Mühlberg: Kommentar vom 23.9.2002, S.3).

10 Vgl. hierzu Christina Zerges, Sozialdemokratische Presse und Literatur. Empirische Untersuchung zur Literaturvermittlung in der sozialdemokratischen Presse 1876–1933, Stuttgart 1982.

Dritten Reiches und bürgerliche antifaschistische Autoren des Exils statt genuin proletarische Autoren förderte. Dies war fundiert durch die SED-Politik des antifaschistisch-demokratischen Übergangs und war auch gedeckt durch die sowjetischen Vorgaben, die für die erste Zeit explizit nicht auf ein „Sowjetdeutschland“ mit „sozialistischen Kulturschaffenden“ zielten.

Dies hatte sich nun im Rahmen der kulturpolitischen Offensive Ende der fünfziger Jahre geändert, in deren Folge es zu einer „kleinen Renaissance von Arbeiterkultur“¹¹ in der DDR gekommen war. Als deren Element wurde die BSA als zentraler Teil einer zu schaffenden sozialistischen Literatur und Kultur propagiert. Wie gestaltete sich nun das Verhältnis der von oben verkündeten BSA zu den vor Ort, in den Betrieben und Fabriken, in den Städten und auf dem Dorf (denn schreibende Bauern waren ebenfalls ein erklärtes Ziel) kulturell Tätigen?

In den sechziger Jahren, und dies wird sich als die historische Blütezeit der BSA erweisen, erlebte die Bewegung ihre Aufbau- und zugleich Kanonisierungsphase. D.h. fast jeder größere Betrieb war bestrebt, einen eigenen Zirkel Schreibende Arbeiter zu begründen und zu pflegen oder mindestens über Mitglieder zu verfügen, die in anderen Zirkeln Mitglied waren. Diese Zirkelbewegung war eng gebunden an die Brigadebewegung der sechziger Jahre, deren wichtigstes literarisches Ergebnis wir in den zahlreichen Brigadetagebüchern fixiert vorfinden, wobei diese sich jedoch nicht wie geplant als eigenständiges „sozialistisches Genre“ etablieren konnten. Dabei ist die Feststellung nicht unwichtig, daß es bereits Brigadetagebücher vor der Kampagne von 1959 gegeben hat und daß in den frühen sechziger Jahren durchaus basisdemokratische Akzente im Sinne einer Kritik von unten an dem Betriebsalltag und seiner Leitung nachzuweisen sind.¹²

Betrachtet man die BSA als Ganzes, so sehen wir *strukturell* eine Bindung an die betriebliche Basis (auch an Kulturhäuser, LPG, kommunale Einrichtungen etc.), *funktionell* eine Orientierung auf die aktive Teilnahme an der Brigadebewegung auch außerhalb der Produktionssphäre, *literarisch* ein Forcieren von Praxis-Themen wie z.B. Betriebsalltag, Brigadeentwicklungen, Planerfüllungsprobleme und den Gebrauch von bevorzugt publizistischen Formen.

Soziale Irritationen um 1970

An der Diskussion um die soziale Zusammensetzung der Zirkel, wie sie sich vor allem in den „Auswertungs“-Dokumenten der Bewegung selbst sowie in den Bilanzen und Dossiers der dafür verantwortlichen Organisationen (wie FDGB, SED) und Institutionen (das dem Ministerium für Kultur unterstellte Zentralhaus

11 Dietrich Mühlberg, Literatur „von unten“ – Arbeiterkultur und schreibende Arbeiter, in: Reiz und Phänomen: Die Literatur der Schreibenden Arbeiter. Ein Diskurs im Spannungsfeld der Erfahrungen von Vision und deutsch-deutscher Realität, Berlin 1996, S. 7–24, hier S. 18.

12 Jörg Roesler, Brigadetagebuch – betriebliches Rapportbuch, Chronik des Brigadelebens oder Erziehungsfibel? In: Befremdlich anders. Leben in der DDR, hg. v. Evemarie Badstübner, Berlin 2000, S. 151–166.

für Kulturarbeit Leipzig, Arbeiterfestspiele u.ä.) spiegelt, sind um 1970 soziale Irritationen zu erkennen.

Eine intern im Auftrag des Ministeriums für Kultur angefertigte Analyse von 1967 zur „Bewegung schreibender Arbeiter“¹³ kam zu „alarmierenden und bestürzenden Feststellungen“, die in der Zusammenfassung gipfelten, die Bewegung habe sich in den Jahren 1963–1967 nicht kontinuierlich entwickelt.

Die Anzahl der Zirkel wie auch ihrer Teilnehmer sei ständig zurückgegangen: nämlich auf die Zahl von 230 Zirkeln mit ca. 2 000 Mitgliedern (zuvor waren noch 4 000 gezählt worden). Der Anteil der Arbeiter habe sich von 50 % auf 10 % verringert, was auf einen „Arbeiterschwund“ hindeutete. Zwar hätten sich die Genres und die Vielfalt der Texte erweitert, von einer allgemeinen Verbesserung und Erweiterung der handwerklichen literarischen und publizistischen Fähigkeiten und Fertigkeiten könne jedoch nicht gesprochen werden. Als Ursachen seien anzuführen: fehlende Leitungsmethoden, das Verteilen von zu viel Vorschußlorbeeren. Als Instrumente von Veränderung seien „Leistungsvergleiche“ zu organisieren. Ein für die Bewegung existentielles Problem, das darin bestand, daß sie ständig ihre Spitzenkünstler an die „Arbeitsgemeinschaft junger Autoren“ im professionellen Schriftstellerverband „abgeben“ müsse, schien hier schon auf. Auf die hiermit verbundene innere Konflikthaftigkeit der BSA, die sich in dem Streben nach sogenannter „eigentlicher“ Literatur ausdrückte, wird zurückzukommen sein.

In dem 1969 im gewerkschaftlichen Tribüne-Verlag erschienenen „Handbuch für schreibende Arbeiter“, das für alle schreibenden Werktätigen „Rüstzeug und Kompendium“ zugleich sein wollte, finden wir eine Bestimmung der BSA, die offensichtlich, um diese überhaupt sozial „retten“ und kulturell vertreten zu können, nun so weit und breit ist, daß zu ihr als „neues Element literarischer Massenkultur“¹⁴ nun „Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung“ gehören können. Und zwar nicht nur die schreibenden Mitglieder, sondern die Briga-

13 Die 30seitige Analyse trägt den Titel: Der VII. Parteitag der SED und die BSA. Ausgearbeitet von einem Kollektiv von Literaturwissenschaftlern aus Halle/Jena unter der Leitung von Dr. Wolfgang Friedrich, in: SAPMO-BArch, DY 34/27303.

14 Handbuch für schreibende Arbeiter, hg. von Ursula Steinhilber/Dieter Faulstich/Jürgen Bonk, Berlin 1969, S. 26. (Auflage 10.000 Ex.) Eine Analyse dieses Handbuchs, für 1977 wurde eine zweite Auflage vorbereitet, steht noch aus, ebenso die Erkundung seiner Rezeption. Eine offensichtliche Fortentwicklung dieses Titels stellte wohl das im Untertitel als „Sachbuch für Schreibende“ firmierende „Vom Handwerk des Schreibens“, Tribüne Verlag Berlin 1976 (2. Auflage 1983) dar. Die sich hier deutlich zeigende Wandlung von „Schreibenden Arbeitern“ zu „Schreibenden“ ganz allgemein verwies auf die veränderte soziale Adressierung und auf den nun expliziten Verzicht einer Fokussierung auf die Arbeiterschaft. Wie sehr sich dahinter ein soziologisches und kulturelles Problem verbarg, macht der auffällige Umstand deutlich, daß in dem ansonsten höchst informativen Nachwende-Überblick über die BSA von einem wissenschaftlichen und auch praktischen Aktivisten derselben zwar der Titel von 1976 positiv erwähnt wird, jedoch jeglicher Hinweis auf seinen Vorläufer unterbleibt (vgl. hierzu Rüdiger Bernhardt, „Greif zur Feder, Kumpel!“ – Die Bewegung schreibender Arbeiter, in: Reiz und Phänomen: Die Literatur der schreibenden Arbeiter. Ein Diskurs im Spannungsfeld der Erfahrungen von Vision und deutsch-deutscher Realität, Berlin 1996, S. 25–40, hier S. 33).

detagebuchschreiber in den Betrieben, wie die Chronisten, Korrespondenten, Arbeiterveteranen etc., sowie alle, „die lesen, über Literatur diskutieren und sich an den Literaturpreisdiskussionen beteiligen, die Briefe schreiben und individuelle Tagebücher führen ...“¹⁵ Ganz in diesem Sinne werden im „Handbuch“ erstaunliche „Tausende, Hunderttausende“ als zur BSA gehörig gezählt, die damit auch die „Träger dieser Kultur des Volkes“¹⁶ repräsentieren.

Für 1971 ist uns die Zahl von 250 Zirkeln mit durchschnittlich zehn Mitgliedern überliefert, d.h. rund 2 500 Mitglieder bildeten den sogenannten „Kern“ der BSA¹⁷. Diese Angabe pendelte sich in den folgenden Jahren ein, wobei über die soziale Zusammensetzung aufschlußreicherweise keine Angaben mehr gemacht wurden. Nimmt man die oben angegebenen 10 % etwa als repräsentativ, so wird klar, daß die BSA längst zu einer „Bewegung schreibender Werktätiger“ geworden war. Bezüglich ihrer Quantität, auf die Masse der Werktätigen bezogen, war nicht zu übersehen, daß keine Massenbewegung, wie anfangs programmiert und gehofft, entstanden war. Auszumachen war eine marginale kulturelle Praxis von literarisch Interessierten aus verschiedenen sozialen Schichten, die bei Bedarf kulturpolitisch als Zeugnis kulturschöpferischer Kreativität personell und literarisch-publizistisch vorzeigbar war. Als eine solche Vorzeigerscheinung für das kulturelle Lebensniveau der Arbeiterschaft sollte die BSA dann bis zum Ende der DDR existieren.

Die Analyse von 1971, bei der es sich um eine der ersten wissenschaftlichen Untersuchungen zur BSA handelte, zeigte in der Auffächerung der Bewegung deutlich die soziale Irritation der ursprünglich „arbeiterlich“ gedachten Bewegung an. So wurden in die Bewegung die folgenden Gruppierungen und organisatorischen Formen integriert: Aktivs von Volkskorrespondenten, Zirkel für Brigadetagebücher, Lyrikclubs und andere Clubformen, Chronistenzirkel in Betrieben und Gemeinden, Volkskunstkollektive, schreibende Genossenschaftsbauern, schreibende Soldaten, schreibende Hausfrauen u.ä.¹⁸ Trotz dieser Bestandsaufnahme wurde aber bis zum Ende der DDR an der Bezeichnung der BSA nichts geändert, was sowohl den kulturpolitischen Voluntarismus spiegelt wie den gesellschaftlichen Einfluß der Arbeiter in der „arbeiterlichen“ Gesellschaft DDR¹⁹ deutlich zu machen scheint.

15 Handbuch für schreibende Arbeiter, S. 30.

16 Ebd., S. 29.

17 Andreas Leichsenring, Schreiben und an sich arbeiten. Zur Persönlichkeitsentwicklung in Zirkeln schreibender Arbeiter, in: „ich schreibe“, 3/1971, S. 36. Rüdiger Bernhardt, jahrelanger Zirkelleiter im VEB Leunawerke W. Ulbricht und engagierter Chronist der BSA gibt für 1963/64 ff. die Zahl von 300 relativ stabil bleibenden Zirkeln an, in denen etwa 2 500 Schreibende tätig waren. Etwa ein Fünftel davon habe sogar über die Wende von 1989 hinaus (!) Bestand gehabt (a.a.O., S. 28). Für 1973 findet sich in den Unterlagen des FDGB die bisher letzte Zahl 130 Zirkel mit ca. 1 300 bis 1 500 Mitgliedern. Vgl. hierzu: Vorlage zum Beschluß des Sekretariats des Bundesvorstands des FDGB, vom 26.9.1973: Die Aufgaben der Gewerkschaften bei der Förderung der schreibenden Arbeiter, in: SAPMO BArch, DY 34/25201 (S. 4).

18 Andreas Leichsenring, a.a.O., S. 36.

19 Vgl. hierzu: Engler, Die Ostdeutschen, S. 197–208.

In derselben Analyse von 1971 findet sich eine zur eigenen Bestandsaufnahme quer liegende und in dieser Form recht seltene Bestimmung der Stellung und Aufgaben der BSA. Ausgehend von einem Zitat Otto Gotsches von 1964: „Es gehört auch zu den Pflichten der deutschen Arbeiterklasse, die neue deutsche sozialistische Nationalliteratur zu schaffen. Niemand kann sie von dieser Pflicht entbinden“, hieß es zur „führenden Rolle der Arbeiterklasse auf dem Gebiete der Literatur“, daß es um die „massenhafte Weckung und Förderung von Talenten aus den Reihen der Arbeiterklasse“ gehe, „da *nur* (Hervorhbg. S.B.) Schriftsteller und Dichter aus den Reihen dieser Klasse letzten Endes dazu in der Lage sind, die wirklichen Probleme der Angehörigen dieser Klasse literarisch zu gestalten.“²⁰

Hier haben wir nun eine klassische Wiederholung der proletkultistischen Fassung der proletarisch-revolutionären Literaturbewegung vor uns, die in dem bekannten historischen Streit um das Programm des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller in den Jahren 1928 bis 1932 zwischen einer proletkultistischen und einer eher philosophischen Fraktion um Georg Lukács zur Debatte gestanden hatte. Mit der ausschließlichen Bindung an die soziale Herkunft aus der Arbeiterschaft als Voraussetzung revolutionären Schreibens drohten – damals wie auch jetzt – in sektiererischer Weise alle anderen Schichten ausgeschlossen zu werden.

Mit der deutlichen Berufung auf den einflußreichen Otto Gotsche, damals einem (und auch später in der DDR marginal bleibenden) proletkultistischen Flügel zugehörig, erfolgte hier die Wiederbelebung einer nicht nur historisch überholten Position, sondern auch eine zur realen Entwicklung quer stehende Aufgabenstellung. Auch die Beschwörung einer „Massenbewegung“ entbehrte bereits jeglichen Realitätsgehalts. Erwartungen von 1960 auf die Bewegung als „einen kräftigen Strom“ verkümmerten bald und Parolen wie „Wir brauchen Schreibende, ein ganzes Heer“²¹, stellten sich als bloße Visionen heraus.

Es war für die Phase um 1970 auffällig, daß die Diskussion um die eigentlich basisdemokratische Funktion der BSA, und hierin schlummerten durchaus ihre kreativen und auch kritischen Potentiale, in die speziellen Gremien und marginalen Publikationsorgane verbannt war, die sich die BSA an ihrem Anfang selbst geschaffen hatte und die bis zum Ende der DDR existierten. Das war vor allem die Zeitschrift „ich schreibe“ – Zeitschrift für schreibende Arbeiter, Genossenschaftsbauern und Zirkelleiter, 1960–1989²², die bezeichnenderweise nie zum Gegenstand kulturpolitischer oder gar literaturwissenschaftlicher Analysen avanciert ist. Das war weiterhin die Zeitschrift „Kulturelles Leben“, herausgegeben

20 Andreas Leichsenring, a.a.O., S. 35.

21 Vgl. hierzu Max Zimmering, Denken, Wissen, Schreiben, in: „ich schreibe“ 3/1960, S. 1.

22 Die Zeitschrift wurde herausgegeben vom Zentralhaus für Volkskunst, Leipzig und erschien 1960–1989 im Verlag VEB Friedrich Hofmeister Musikverlag Leipzig, Lizenznummer 5333. Sie war eine Monatszeitschrift mit zunächst 24, dann 48 Seiten. Ihre noch ausstehende, im Rahmen des Projekts vorgesehene Analyse erlaubt die exemplarische Rekonstruktion der BSA als kulturpolitisch inszenierte Bewegung und als kulturelle freiwillige Tätigkeit gleichermaßen.

vom Bundesvorstand des FDGB, und vor allem die zahlreichen Publikationsreihen wie „ich schreibe“ oder die „Deubener Blätter“ u.ä. Die Gesamtzahl der Veröffentlichungen geht in die Hunderte, wobei als Buchtyp die Anthologie und das Brigadetagebuch dominierten.²³

Eine längere Diskussion in der Zeitschrift „ich schreibe“ im Frühjahr 1970 zum Thema „Mitsstreiter oder Anhängsel?“ erscheint geeignet, das Reflexionsniveau der BSA zu erkunden. Ausgehend von einem redaktionellen Beitrag im Juni 1969, der die Stellung eines Zirkels schreibende Arbeiter in Sömmerda unter dieser Titelfrage kritisch beleuchtet hatte, war zu einer verbindlichen Initiative aller Zirkel, die inzwischen in einer ZAG zusammengefaßt waren, aufgerufen worden, ihre Stellung in den jeweiligen Betrieben zu überprüfen. Als Hintergrund dieses Vorgangs lassen sich in den Dokumenten mehrfach thematisierte Tendenzen von „Verselbständigung“²⁴ und Vorwürfe einer „Entfernung von der betrieblichen Basis“ erkennen.

In dem abgedruckten protokollartigen Bericht der Aussprache der Mitglieder des Zirkels schreibende Arbeiter des VEB Berlin-Chemie mit Vertretern der Betriebsleitung (ein eher seltener und hier im Zeichen des Leninjahres möglich gewordener Vorgang) stand im Zentrum die Frage, wie die schreibenden Arbeiter im Betrieb selbst wirksamer werden können. Von den in diesem Zirkel versammelten 12 Schreibern sind zwei Drittel selbst im Betrieb tätig, was als eine gute Voraussetzung angesehen wird, um über Probleme des Betriebsgeschehens zu schreiben. Aber dies geschehe noch unzureichend. Zum einen aus Gründen der mangelhaften Information, zum anderen aus Scheu, Konflikte aufzugreifen. Einige Betriebsreportagen hätten größte Schwierigkeiten, um publiziert zu werden. Dies zum einen aus Desinteresse selbst der Betriebszeitung, zum anderen aus Gründen mangelhafter literarischer Qualität in Zeitschriften oder Anthologien.

Und in der Diskussion wurde offensichtlich, daß auch in einigen Zirkeln schreibende Arbeiter eine gewisse Skepsis gegenüber operativer betrieblicher Arbeit existierte. Dies wurde von denjenigen, die hier vor allem das Tätigkeitsfeld der schreibenden Arbeiter sahen, als gravierendes Entwicklungsproblem der gesamten Bewegung begriffen.

Und so drang diese Diskussion bis zu der für das Selbstverständnis der BSA durchaus brisanten Frage vor: „Warum werden die bewegenden Dinge nicht von den schreibenden Arbeitern aufgegriffen, die in den Betrieben arbeiten, die also ‚dran‘ sind an den Problemen? Warum ist das bis jetzt den Berufsautoren vorbe-

23 Vgl. hierzu Bibliographie zu Veröffentlichungen schreibender Arbeiter in der DDR, Leipzig 1975.

24 Analyse schreibender Arbeiter, vom Zentralhaus für Kulturarbeit an das Büro der Abt. Kultur beim Bundesvorstand des FDGB, vom 5.8.1970, in: SAPMO-BArch, DY 34/6950. Siehe auch: Abschlußbericht über den I. zentralen Leistungsvergleich schreibender Arbeiter, verfaßt vom Zentralhaus für Kulturarbeit der DDR, vom 25.6.1970, S. 18: „... die Gefahr besteht, daß sich die Zirkel von ihrer Basis, den Betrieben, zu sehr lösen“ (zur zentralen Bewertung wurden eingereicht: 48 Zirkel, es lagen 1 284 lit. und journalistische Arbeiten von 428 Autoren vor, 22 Zirkel wurden neu gegründet).

halten? Das ist ein bißchen provokatorisch, aber warum kommen denn nicht wenigstens Ideen dazu von den schreibenden Arbeitern, die an der Werkbank stehen oder die vielleicht sogar in der Planung des Betriebes beschäftigt sind, die also in den Prozessen drinstehen? Warum kommt das von Außenstehenden?“²⁵ Diese Fragen betrafen die Existenzberechtigung und das Leistungsvermögen der BSA zentral. Sie tangierten ihre Bewertung generell: entweder als basiskritische emanzipatorische Bewegung oder als kulturpolitisches Alibi und „arbeiterliche“ Vorzeige-Bewegung. Als mögliche Lösung des Problems kam es zu der Empfehlung, daß sich möglichst viele schreibende Arbeiter die Sicht des Planers und Leiters zu eigen machen sollten, „denn ohne Erkenntnis der wesentlichen Probleme und ohne Kenntnis der größeren Zusammenhänge können keine bleibenden Werke entstehen!“

Wie zu sehen, wirkte hier noch das NÖS nach und seine literarischen Vorzeige-Gestalten der sogenannten „Königs-Ebene“. Weltanschauliche Bildung und Arbeit an der sozialistischen Persönlichkeit rangierten wie bisher vor der eigentlich entscheidenden weiteren Vervollkommnung des literarischen Handwerks.

Kulturelle Diffusionen

Die innere Konflikthaftigkeit der BSA ergab sich aus der schwankenden und letztlich unentschieden bleibenden Haltung zu ihrem originären Ansatz, ihrer sozial-analytischen Aussagekraft und ihrem kulturell-literarischen Leistungsvermögen. In dem Moment, und das geschah relativ früh, wo sich schreibende Arbeiter mit den Texten der Berufsautoren maßen, verließen sie ihr eigentliches schöpferisches Terrain. Es lag in der Artikulation „von unten“, in der Möglichkeit ihrer originären literarisch-publizistischen Äußerungen des Wissens und der Erfahrungen aus der materiellen Produktion oder anderer Arbeitswelten. Hier lag die zum Tragen zu bringende Kompetenz der BSA, hier hätten die Förderer und Berater der Bewegung, vor allem jedoch die Zirkelleiter u.a., ansetzen müssen und die für diese Artikulationsbedürfnisse und kommunikativen Interessen geeigneten Formen wie Reportagen, Skizzen, Chroniken, Porträts, Feuilletons u.ä. in ihren stofflichen und ästhetischen, ihren inhaltlichen und formalen Gesetzmäßigkeiten einsehbar und erlernbar zu machen.

Hilfestellung von der professionellen Literaturkritik gab es wenig, sie versäumte es auf der ganzen Linie, eigene, der BSA angemessene Bewertungskriterien zu entwickeln. Die Tatsache, daß oft als Zirkelleiter freischaffende Berufsautoren wirkten, die auf diese Weise auch eine willkommene finanzielle Basis fanden, ja, eine solche Betätigung von den Schriftstellern bis in die achtziger Jahre immer wieder gefordert wurde, trug dazu bei, vielen begabten schreibenden Arbeitern perspektivisch einen Horizont als Berufsschriftsteller in Aussicht zu stellen und sie damit meist intellektuell und literarisch zu überfordern. Zwar hatte die bereits zitierte Analyse von 1967 diese Gefahr signalisiert, wenn es hieß, die Bewegung verliere ständig ihre Spitzenköpfe an die Arbeitsgemein-

25 Zu Ehren Lenins: Alle Potenzen nutzen!, in: „ich schreibe“, 2/1970, S. 6.

schaft junger Autoren beim Deutschen Schriftsteller Verband (DSV) oder an das Becher-Institut, aber weder konzeptionell noch organisatorisch wurden entsprechende Schlußfolgerungen gezogen.

Insofern ist wohl Rüdiger Bernhardt zuzustimmen, wenn er rückblickend als zwei Fehlorientierungen und „extreme Vereinseitigungen“ der BSA „Schriftstellernachwuchs und Brigadetagebuchschreiber“ benennt.²⁶

Insbesondere durch die Identifizierung der BSA mit dem Brigadetagebuchschreiben ergaben sich Berührungspunkte mit einer generellen literarischen DDR-Debatte dieser Zeit, der langjährigen Auseinandersetzung um die „eigentliche“ bzw. „uneigentliche“ Literatur. Dabei ging es seit dem Schriftstellerkongreß von 1956 um Fragen der künstlerischen Qualität, um eine bei Schriftstellern und Lesern vorhandene tendenzielle Abwertung sogenannter operativer Genres, unter die nun auch die Texte der BSA subsumiert wurden. Als uneigentlich galt manchen vor allem die sogenannte Agitka-Literatur, auch unter dem Begriff Berichtsliteratur firmierend, der die Brigadetagebuchtexte der schreibenden Arbeiter in ihrer Gänze fälschlich zugeschlagen wurden.

Kulturelle Diffusionen gab es also einige, obwohl eigentlich mit der Trennung in Berufs- und Laien-Kunst/Literatur Ende der sechziger Jahre nach einem längeren Diskussionsprozeß ein Rahmen abgesteckt war, in dem verschiedene Strömungen relativ gleichberechtigt wirksam werden konnten. Die Trägerorganisationen der kulturellen Massenarbeit und der Laienkunst/Literatur, insbesondere des FDGB bis in seine betrieblichen Gliederungen und eine einflußreiche Institution wie die Arbeiterfestspiele, banden dabei eine nicht geringe, wenn auch begrenzte Zahl von Werktätigen in diesen ihren alltags-kulturellen Habitus prägenden Prozeß ein. Und so wird man den kommunikativen Wert der BSA, in der Umgang mit Literatur gelernt und praktiziert wurde, in der Wirkung auf die Beteiligten nicht zu gering zu veranschlagen haben. Die Ursprungslosung hatte ja nicht zufällig geheißen: „Vom lesenden zum schreibenden Arbeiter“.

Im Rahmen des Bitterfelder Weges kam es durch den Gang in die Betriebe einer Reihe von in der Folgezeit zu bedeutenden Autoren der neueren DDR-Literatur wie z.B. Christa Wolf und Brigitte Reimann, aber auch Franz Fühmann sich entwickelnden Persönlichkeiten, zu einer neuartigen Beziehung von Berufsschriftstellern und Arbeitenden vor Ort, die sich für den Realismusgehalt und die soziale Aussagekraft der in diesem Zusammenhang entstehenden Werke als wesentlich erweisen sollte. Bei einem genaueren Blick auf die Biographien von DDR-Schriftstellern wird man kaum einen Autor finden, bei dem nicht die Tätigkeit oder die Mitarbeit in einem Zirkel schreibende Arbeiter, wenn auch in dem meisten Fällen als ein Durchgangsstadium, vermerkt ist.

Ab den siebziger Jahren kann man von einer weitgehend getrennten Entwicklung der Berufs- und Laienkunst sprechen, die nur gelegentlich zusammen

26 Rüdiger Bernhardt, „Greif zur Feder, Kumpel!“ – Die Bewegung schreibender Arbeiter, in: Reiz und Phänomen. Die Literatur der schreibenden Arbeiter. Ein Diskurs im Spannungsfeld der Erfahrungen von Vision und deutsch-deutscher Realität, Berlin 1996, S. 28.

wirksam werden. Es handelt sich eher um ein Neben-, denn ein Miteinander, selbst wenn kampagnenhaft oft das Gegenteil behauptet wurde.²⁷ Wenn etwa 1973 als literarische Gegenstände der schreibenden Arbeiter das Antlitz der sozialistischen Arbeiterpersönlichkeit, die Poesie der Arbeit, der große historische Kampf der Arbeiterklasse und ihrer Partei sowie die gewerkschaftliche Arbeit, Weite und Vielfalt unseres Lebens genannt wurden²⁸, war die Spezifik der BSA nicht mehr zu erkennen. Indem man sich nicht mehr von der generellen Aufgabenstellung in der DDR-Literatur unterschied, ging man des Besonderen der BSA im Funktionellen und Habituellen verlustig.

Summa

In der Phase um 1970 werden Leitbilder vom Arbeiter nach einer großen und intensiven Phase des Aufbaus und der Propagierung in den sechziger Jahren (wobei die prägende Grundlegung in den fünfziger Jahren mit den sowjetisch inspirierten „Helden der Arbeit“ erfolgte) zwar nicht verabschiedet, aber sie werden sozial unscharf zu Leitbildern vom Werktätigen, wobei die „arbeiterliche“ Bezeichnung beibehalten wird. Auf die Kanonbildung bezogen, haben wir es nach einer Etablierungs- und Propagierungsphase mit einer Abflachungs- und Diffusionsphase zu tun, die von schwindender Substanz und nachlassender Wirkungskraft gekennzeichnet ist.

„Normalisierung“ kann, bezogen auf die Leitbilder vom Arbeiter, gefaßt werden als ein auf Dauer gestelltes gesellschaftlich-kulturelles Deutungsmuster, das zur Legitimation der „herrschenden Arbeiterklasse“ in Gestalt ihrer Partei- und Staats-Führungselite diente, aber auch an der betrieblichen Basis und in dem „arbeiterlichen“ Alltag von den Produzenten zur Beförderung ihrer sozialen Bedürfnisse und kulturellen Wünsche ins Spiel gebracht werden konnte.

Nach den kulturrevolutionären Anstrengungen in den sechziger Jahren war eine kulturpolitische Erschöpfungsphase eingetreten, die auch als „Normalisierung“ im Literaturbetrieb gefaßt werden kann. An der erziehungs- und bewußtseinsbildenden Funktion der Literatur (ob der von schreibenden Arbeitern oder von Berufsschriftstellern) werden keine Abstriche gemacht. Die BSA gerann zu einer Art literarischem Wurmfortsatz, der zwar bis zum Ende der DDR zu propagandistischen Zwecken erhalten mußte, von den Akteuren der Bewegung jedoch als ihren Alltag bereichernde Erfahrung und kollektive sowie individuelle kulturelle Praxis erlebt worden ist. Auf diese Weise hatte sich die BSA nach den hochgestochenen Anfangerwartungen zu einer legitimen laienkulturellen Betätigung „normalisiert“.

27 Dies spiegelt sich in der Arbeit des DSV, der wiederholt zu den Problemen der schreibenden Arbeiter Tagungen veranstaltet hat und Analysen zu diesem Thema vorlegen mußte. 1966 fand z. B. die Jahreskonferenz des DSV zum Thema „Die Literatur in der DDR und die Aufgaben der schreibenden Arbeiter“ statt.

28 Vorlage zum Beschluß des Sekretariats des Bundesvorstands des FDGB vom 26.9.1973. Die Aufgaben der Gewerkschaften bei der Förderung der schreibenden Arbeiter, in: SAPMO-BArch, DY 34/25201 (S.2).